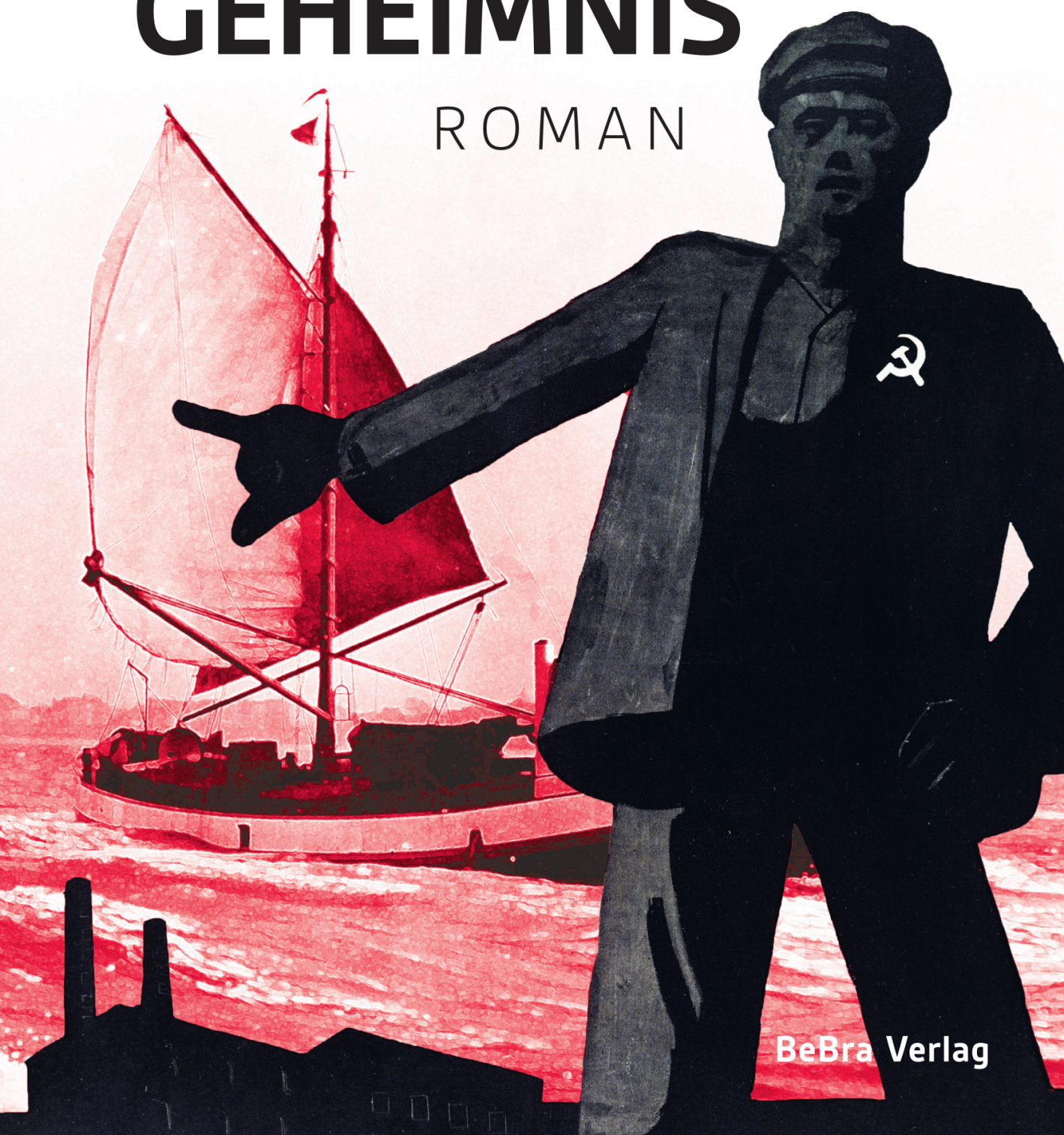


PETE HEUER

**NENN ES NICHT
LÜGE, SAG
GEHEIMNIS**

ROMAN



BeBra Verlag

Pete Heuer

**Nenn es
nicht Lüge,
sag Geheimnis**

Roman

BeBra Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Gerda-und-Hermann-Weber-Stiftung, Berlin

*»Es ist schwer, es zugleich der Wahrheit
und den Leuten recht zu machen.«*

Thomas Mann

Prolog

Berlin 1950

Das Gebäude thronte im Halbrund über der stark befahrenen Kreuzung. Zwei Stockwerke höher als die Nachbarhäuser und elegant geschwungen, zeugte es schon von weitem von seiner Bedeutung. Die gerippte graue Fassade hingegen ernüchterte die Betrachterin, als sie auf das Haus zusteuerte.

Eine abbiegende Straßenbahn zwang Gerda auf der Mittelinsel zum Halten. Sie blickte hinauf zu dem Fenster, hinter dem sie Piecks Büro vermutete, und stellte sich vor, wie er sie im Schutz der Gardine beobachtete.

Obwohl er schwer bewacht wurde, war sie erstaunt, wie leicht sie zu ihm gelangte. Keine Fragen, keine Taschenkontrolle, nichts. Noch nicht einmal ihren Ausweis musste sie an der Wache vorzeigen.

»Genossin Hotopp? Bitte hier entlang«, hieß es nur.

Niemand schaute sie länger an, als unbedingt erforderlich, um sich von ihrer Identität zu überzeugen, selbst Lore, seine Sekretärin, nicht. Dabei war man zu Zeiten, in denen Pieck weit weniger dargestellt hatte als jetzt, kaum an ihr vorbeigekommen, ohne eindringlich gemustert zu werden. Mit einer kurzen Kopfbewegung wies Lore ihr den Weg zu Piecks Büro. Die Tür war angelehnt, und ohne zu klopfen betrat Gerda den Raum.

Er stand mit dem Rücken zu ihr und schaute aus dem Fenster. Als die Tür klickend ins Schloss fiel, zuckte er leicht zusammen und drehte sich um. Der lange Beratungstisch stand zwischen ihnen. Der Tisch und zehn Jahre.

Gerda war nicht mehr die frühreife Fünfzehnjährige, als die er sie zuletzt gesehen hatte. Und Piecks Haupt war nun vollends weiß, der charakteristische Igel ausgewachsen und das Haar lag in dünnen Strähnen nach hinten über den runden Schädel gekämmt. Sein noch immer rosiges Gesicht kam ihr aufgedunsen vor, sein Doppelkinn erinnerte sie an einen Puter. Der einst stattliche Mann war nur noch alt und dick.

»Gerda.«

In kurzen Schritten kam er um den Tisch herum auf sie zu. Noch hatte Gerda kein Wort gesagt. Wie erstarrt stand sie, die sichere Tür im Rücken. Ihr Herz klopfte so stark, dass sie fürchtete, er könnte es trotz der hochgeschlossenen Bluse sehen. Mit jedem seiner Schritte

schnürte sich ihr Hals enger zu. Sie war im vergangenen Jahr fünf- undzwanzig geworden, hatte fünf Jahre Verbannung überstanden, geheiratet und zwei Jungen zur Welt gebracht.

Pieck breitete die Arme aus. Im letzten Moment wich Gerda zurück. Seine Arme sanken herab.

»Was willst du?«, fragte er, und seine Gesichtsfarbe wechselte von rosig zu rot.

»Ich glaube, das weißt du«, erwiderte sie. »Ist dir mein Besuch unangenehm?«

Pieck schüttelte den Kopf. Bedauernd, müde – das war schwer zu sagen.

»Lass uns doch setzen.«

»Ja, hier sitzt es sich nicht schlecht – warm und trocken«, sagte sie und blickte sich um. Alles im Raum, von den dunkel holzgetäfelten Wänden bis zu den Perserteppichen auf dem Boden, wirkte schwer und mächtig. Von der Wand zu ihrer Linken sahen Lenin und Genosse Stalin auf sie herab.

»Hol Mutti da raus«, entfuhr es ihr so scharf, dass jeder Fremde darüber erschrocken gewesen wäre. »Und sag mir endlich, was ihr mit Vater gemacht habt.«

Pieck zog einen Stuhl zurück und ließ sich schwerfällig nieder.

»Von mir hängt es nicht ab, Mädchen. Ich tue mein Möglichstes. Aber die letzte Entscheidung liegt bei den sowjetischen Organen.«

Gerda nickte. Formal stand Pieck als Präsident in der Hierarchie ganz oben. In Wirklichkeit, das wusste sie, hatte Ulbricht ihn längst entmachtet. Ebenso klar war ihr, dass sie es bei Ulbricht gar nicht erst zu versuchen brauchte.

»Was kann ich tun, dass es in der Sache vorwärtsgeht?«, fragte sie leise.

»Nicht daran rühren«, antwortete Pieck und wich ihrem Blick aus. »Schau nach vorn. Alles andere findet sich.

I

Hamburg 1902

»Hotopp?«

»Ja.«

Albert Hotopp griff nach seinem Seesack, wuchtete ihn auf den Rücken und balancierte die Gangway nach oben. Während er an Bord ging, lief das Löschen der Fracht auf Hochtouren. An der Reling nahm ihn der Oberheizer in Empfang. Breitschultrig und athletisch stand sein neuer Chef mit verschränkten Armen vor ihm. Auf dem rechten Unterarm war ein kleiner Anker eintätowiert.

»Schicken die uns jetzt schon Kinder«, knurrte er.

Albert wurde rot. Noch im gleichen Augenblick ärgerte es ihn. Wenn er etwas in seinem bisherigen Berufsleben gelernt hatte, dann sich nichts anmerken zu lassen.

»Na schön, jeder hat mal angefangen«, sagte der Oberheizer. »Ich setz dich im Bunker zum Abräumen ein. Dann hab ich unten am Kessel einen Trimmer mehr.«

Er reichte Albert die Hand.

»Johannes. Kannst mich Jan nennen. In einem halben Jahr sind wir zurück, so lange hast du's mit mir zu tun.«

Er sprach Platt, den breiten Dialekt der Norddeutschen. Unter Jans Führung arbeitete Albert sich in den Bauch des Schiffes vor.

»Freundin hast du nicht, nehme ich an.«

Bevor Albert Zeit fand, erneut zu erröten, gab Jan sich die Antwort selbst.

»Na ja, sonst wärst du wohl nicht hier.«

Es wurde enger und enger. Ständig stieß Albert mit seinem Seesack an Schotts und an Stützen. Er gab sich Mühe, nirgendwo hängen zu bleiben und sich trotz seiner gebückten Haltung den Weg einzuprägen. Ein hoffnungsloses Unterfangen, merkte er bald. Ohne Hilfe würde er nie wieder an Deck finden, so viele Treppen und Gänge passierten sie, so viele Niedergänge stiegen sie hinab.

»Das Schiff geht ins vierte Jahr. Zweimal im Jahr schaffen wir es bis nach Australien. Die lange Passage um Afrika rum hin und die Nordroute durch den Kanal zurück«, schrie Jan, um den Lärm der Ladearbeiten zu übertönen.

Australien war Albert gerade recht: so weit weg wie möglich.

»Wir arbeiten auf Fahrt mit fünfzehn Männern im Dreiwachen-Törn. Also vier Stunden Wache und acht Stunden Freiwache. Mehr Kojen sind auch nicht. Die Reederei hat ein halbes Dutzend anderer Schiffe derselben Klasse. Das macht sich gut. Die Besatzung kann wechseln und findet sich auf jedem der Kähne zurecht.«

Sie waren in der Mannschaftskajüte angekommen. Albert sah nur zwei Männer in den Kojen liegen.

»Hier wird geschlafen. Wie gesagt, auf See sind die Kojen alle umschichtig belegt. Für die Befuerung am Liegeplatz im Hafen braucht es weniger Heizer. Spind hat jeder seinen eigenen. Hast du ein Vorhängeschloss?«

Albert verneinte. Bei Philipp in der Kammer des Neuruppiner Seehotels hatte er kein Schloss gebraucht.

»Na gut, vorläufig gebe ich dir eins, aber besorg dir sobald wie möglich ein eigenes. Wohnst du in Hamburg?«

»Nicht mehr. Aus dem Schlaftsaal bin ich raus, was ich besitze, steckt hier im Sack.«

Er hatte gedacht, dass es gleich losgehen würde.

»Kannst es wohl nicht erwarten, was? Im Heimathafen liegen wir immer ein paar Tage länger. Wir stechen erst am Donnerstag in See, also in vier Tagen. Du kannst an Bord bleiben und hier übernachten. Zur Eingewöhnung. Ich bin jeden Tag da und zeig dir Stück für Stück das Schiff.«

Jan hatte am Tag zuvor gleich nach dem Einlaufen der *Itzeboe* seinen Dienst als Oberheizer übernommen, damit sein Kollege nach einem halben Jahr auf See rasch von Bord und zu seiner Familie kam. Zuvor war er auf der *Meißen* gefahren, hatte zwei Wochen Landgang gehabt und war nun auf die *Itzeboe* gewechselt.

Albert stellte den Seesack in die Kajüte.

»Hunger?«

Eigentlich hatte er schon gefrühstückt, aber wer wusste, wann ihm wieder etwas angeboten wurde. Er nickte.

»Ich zeige dir die Mannschaftsmesse. Es gibt rund um die Uhr Kaffee, Tee und Brot. Mittags und am Abend was Warmes, zum Frühstück das Übliche. Bier nur nach Feierabend, das musst du selbst löhnen.«

In der Messe entschied sich Albert für eine Suppe. Während er vorsichtig pustend kostete, sah er sich um. Ihn beeindruckte, wie sich das Leben in die Enge des Schiffes einfügte. Jan saß ihm gegen-

über. Er war dreiunddreißig, hatte er ihm gesagt, sah aber aus wie Mitte zwanzig. Der Oberheizer war groß und drahtig. Und obgleich er, im Unterschied zu Albert, auf den verschlungenen Wegen durch den Rumpf des Schiffes seinen Kopf ständig einziehen musste, bewegte er sich mit einer geschmeidigen Selbstverständlichkeit.

Neben seinen Zweifeln an Alberts Tauglichkeit für schwere körperliche Arbeit hatte Jan bei ihrem Gang in die Tiefe des Schiffes ungewollt an einer Wunde gerührt: Sonja. Wenn er ehrlich war, musste Albert sich eingestehen, dass seine Entscheidung, in den Zug nach Hamburg zu steigen, mindestens ebenso dem Bedürfnis entsprungen war, möglichst viel Abstand zwischen sich und Sonja in Berlin zu bringen wie zwischen sich und die Erinnerungen an das Seehotel in Neuruppin, in dem er bis vor wenigen Tagen beschäftigt gewesen war. Mut aus Feigheit bescheinigte er sich, unsicher, ob das flau Gefühl im Magen auf diese Erkenntnis zurückzuführen war oder auf das beständige Schwanken des Schiffes. Albert stützte den Kopf in die Hände. Gern hätte er Jan gefragt, ob er eine Braut hatte, traute sich aber nicht.

In seiner ersten Nacht auf der *Itzehoe* träumte er. Ununterbrochen kreischten Möwen um ihn herum, während er im ruhigen Gleitflug die Uferlinie des Ruppiner Sees nachzeichnete. Als der nächtliche Wachwechsel seinen Schlaf unterbrach, nahm er die sanften Bewegungen des Wassers im Hafenbecken wahr. Zum Plätschern der an die Kaimauer schlagenden Wellen gesellte sich eine Welt metallischer Klänge. Über das Fauchen der Kessel legten sich dumpfe Schläge, die die Schiffshaut aufnahm und bis in den letzten Winkel des Rumpfes weitergab. Dazwischen nisteten schrille Töne einer Brutkolonie. Die Männer hatten in der Dunkelheit der Kajüte nicht mitbekommen, dass über ihnen ein Neuer lag, und gaben sich keine Mühe, leise zu sein.

»Gut, dass Jan mitkommt.«

»Ja, der schindet nicht.«

»Bei so einem lässt man sich die Strapazen gefallen.«

Irgendwann kehrte Ruhe ein, und Albert schlief traumlos bis zum Morgen. Die nächsten Tage über zeigte ihm Jan das Schiff. Es war fast hundertzwanzig Meter lang. Am meisten schwärmte Jan vom Antrieb, einer modernen Dampfmaschine, deren zwei Kessel je ihren eigenen Schornstein hatten.

»Dreizehn Knoten holen wir aus den dreitausend PS heraus. Aber dann brennt da unten die Luft.«

Er überwachte das Bunkern der Kohle und überprüfte ihre Qualität.

»Siehst du da unten die Tür?«, fragte er Albert und zeigte zum hintersten und tiefsten Winkel des Bunkers. »Von da schippen die Trimmer die Kohle in eine Karre und schaffen sie rüber in den Kesselraum zu den Heizern. Die Heizer befeuern die beiden Kessel. Gefährlich wird's, wenn die Kohle ins Rutschen gerät. Deshalb muss einer hoch und von oben nachschippen. Das ist dein Job.«

Beim Blick in den Kohlebunker schwindelte Albert, so tief tat sich das Loch unter ihm auf.

»Ich muss jetzt die Männer an Bord holen«, sagte Jan, und sie stiegen wieder an Deck.

Nach und nach kam die Besatzung die Gangway herauf. Jan begrüßte sie und sammelte die Papiere der Männer ein, dann schrieb er die Wacheinteilung an die große Tafel vor der Kajüte.

»Was will der hier? Jede Kohle einzeln tragen?«, knurrte Gustav, der älteste Heizer, mit Blick auf Albert.

Die anderen grienten. Albert blieb regungslos neben Jan stehen. Sich nur keine Blöße geben, dachte er.

»Verbreite hier keinen Unfrieden, alter Muffelkopp! Mit Albert sind wir einer mehr. Er übernimmt das Abräumen. Wenn du ihn nicht haben willst, teile ich ihn nur für die anderen beiden Wachen ein.«

Mit versöhnlichem Grunzen hieb Gustav Albert auf die Schulter.

»Als Bergziege kann ich mir dich schon vorstellen.«

Damit war Albert in die Mannschaft aufgenommen.

»Wo kommst du her, Junge?«

»Aus Berlin.«

»Oha. Heimlich weg, wie? Hatten wir lange nicht mehr. Was angestellt, ein Meechen geschwängert, und die Eltern wissen nicht, wo du bist. Stimmt's?«

Gustav schob ihm einen Schemel hin und Albert setzte sich. Die anderen Männer glänzten ihn neugierig an.

»Weder noch, und der Brief an meine Eltern müsste gestern angekommen sein.«

Gustav zog die Nase hoch. »Kannst du uns später erzählen.«

Albert blickte in die Runde und versuchte das Alter der Männer zu schätzen. Die meisten waren Anfang zwanzig, also nur einige Jah-

re älter als er, dafür wesentlich kräftiger. Danach klaffte eine Lücke bis zu Gustav und einer Handvoll anderer zwischen Mitte dreißig und vierzig.

Jan gab die Wachzeiten und die Route bekannt. Der Einzige, der gespannt zuhörte, war Albert, für die anderen waren die Häfen Routine. An Bremen und Antwerpen vorbei, anlegen in London – das konnte Albert noch fassen. Aber als er Kapstadt, Port Elizabeth, Port Philipp, Port Adelaide, Java und Malayaan hörte, glaubte er, in der Speisekammer des Seehotels zu stehen und die Etiketten der Vorräte zu betrachten. Die Rückpassage durch das Rote Meer und den Suezkanal klang dagegen fast schon heimatlich. In einem knappen halben Jahr sollten sie wieder in Hamburg sein.

Nachdem er die übrigen Eckdaten der Fahrt besprochen hatte, teilte Jan die Wachen ein. Gustav und ein zweiter Heizer, drei Trimmer, dazu Albert als Abräumer gehörten zur ersten Schicht.

Verglichen mit den Hierarchien des Hotels wusste Albert sich wieder ganz unten in der Küche angekommen und fühlte sich wohl dabei, ohne zu wissen, warum. Ausgerechnet das dunkelste und dreckigste Loch, in das er hatte klettern können, erweckte in ihm Zuversicht. Er verstand sich selbst nicht, hegte aber nicht den geringsten Zweifel an der Richtigkeit seines Entschlusses. Sich im Schmutz zu reinigen, darauf musste der Sohn einer Wäscherin erst einmal kommen. Ein unmerkliches Lächeln flog bei diesem Gedanken über sein Gesicht.

Philipp hatte ihm zum Abschied eine neue Kladde geschenkt. Die Stunden bis zum Ablegen würde er nutzen, Bemerkenswertes der vergangenen Tage darin zu notieren und an früheren Texten zu feilen, sich seinen Geschichten widmen. Als Erstes, so beschloss er, wollte er seine eigene aufschreiben.

Frida und Heinrich

Den Schmerz, von dem sie aufgewacht war, hatte Frida seit Tagen erwartet und am Ende fast herbeigesehnt. Für den Augenblick klang er ab, würde aber ganz sicher bald wiederkehren. Mühsam richtete sie sich auf und verharrte einen Moment. Das Mondlicht schimmerte durch das Fenster ins Schlafzimmer. Auf der gegenüberliegenden Wand zeichnete sich der Schatten des Fensterkreuzes ab. Darunter stand die Wiege. Heinrich hatte sie vor zwei Jahren für Marie, ihr

erstes Kind, aus Holzresten gebaut und in der vorigen Woche wieder aus dem Keller geholt. Außer einem Kleiderschrank und dem Ehebett befanden sich keine weiteren Möbel im Raum. Heinrich lag neben ihr, sein mächtiger Brustkorb hob und senkte sich gleichmäßig.

Einige Minuten lang lauschte Frida in sich hinein, dann stand sie auf, schlüpfte in ihre Pantoffeln und schlich an der Wiege vorbei in Mariés Kammer nebenan. Das Federbett war ein Stück heruntergerutscht. Behutsam deckte Frida das Kind zu und strich ihm über die Wangen, dessen Wärme von einem gerade überstandenen Fieber zeugte.

Wieder im Schlafzimmer, öffnete sie vorsichtig die knarrende Schranktür, nahm die Schachtel mit den Wollsocken heraus und begann aus einem ihr selbst nicht erklärlichen Grund, die Wiege damit auszupolstern, bis ihr Bauch sich erneut verhärtete. Als die Webe abklang, drehte Frida sich um und betrachtete ihren Mann, den wortkargen Eisenschmied Heinrich Hotopp, den sie vor drei Jahren aus Neugier geheiratet hatte und dessen Namen sie seitdem trug. Heinrich schlief. Gern hätte sie jetzt in seine warmen braunen Augen geschaut, die in seltsamem Widerspruch zu seinem robusten Körper standen. Aber noch wollte sie ihn nicht wecken.

Frida Hotopp war eine zierliche Frau, für eine Wäscherin beinahe zu zierlich. Am Anfang war ihr immer bange gewesen, wenn Heinrich sich auf sie gelegt hatte. Zu ihrer Überraschung jedoch hatte er im Bett das Feingefühl eines Goldschmiedes an den Tag gelegt.

Die nächste Webe. Früher diesmal und heftiger als die letzte. Frida kroch unter die Bettdecke und biss die Zähne zusammen. Noch vier, nahm sie sich vor, dann würde sie ihn wecken.

»Bist du sicher?«, fragte Heinrich und sah zum Wecker.

Es war halb zwölf in der Nacht.

»Ja.«

Er seufzte, wälzte sich aus dem Bett und zog Hose und Pullover über den Schlafanzug. »Für Marie hast du einen ganzen Tag gebraucht.«

»Diesmal nicht, das zweite kommt meistens ...«, begann Frida und zog plötzlich scharf die Luft ein.

»Gut, ich beeil mich.«

Heinrich schlüpfte in die Schuhe und verließ die Wohnung. Leise, um Marie nicht zu wecken, zog er die Tür hinter sich zu. Vor dem

Hauseingang zündete er sich eine Zigarette an und ging durch die Fruchtstraße in Richtung Stralauer.

Tagsüber quälten sich Heerscharen von Fuhrwerken und Lastwagen zwischen den Häusern hindurch zum Güterbahnhof, war die Luft vom Lärm unzähliger Kinder, Händler und vom Staub erfüllt. Jetzt war sie herbstlich klar und die Mauern der Mietshäuser speicherten noch die Wärme der Tage. Vor dem ersten Aufgang der Stralauer Allee nahm Heinrich einen letzten Zug. Dann warf er die Zigarette weg und klingelte.

Die Hebamme hatte einen berufsbedingt leichten Schlaf, ließ sich aber aus Erfahrung Zeit. Zwanzig Minuten nachdem Heinrich geläutet hatte, stand sie endlich dienstbereit neben ihm.

Meine Schwester Marie hatte von meiner Geburt nichts mitbekommen. Aufgeweckt wurde sie, wie unsere Eltern, am nächsten Morgen von der Stimme des Hausverwalters, der lauthals den vergesslichen Mieter verfluchte, der die Tür zum Hof die ganze Nacht lang hatte offenstehen lassen.

Die Abendzeitungen an diesem 20. September 1886 wussten von der Geburt einer Cecilie Auguste Marie Herzogin zu Mecklenburg im Schweriner Schloss zu berichten, die erst viele Jahre später nach Berlin kommen sollte, um es dort und im benachbarten Potsdam zu einiger Berühmtheit zu bringen.

Von meiner, Albert Hotopps, Ankunft in Berlin erfuhr niemand aus der Zeitung. Die Meldung wurde vom unsichtbaren Nachrichtendienst der Fruchtstraße verbreitet, und die Nachbarinnen gaben sich daraufhin die Klinke in die Hand. Die Besuche dauerten knapp eine Woche, dann hatten alle interessierten Bewohnerinnen in die Wiege geschaut, in der ich lag, meinen Blick still auf die jeweiligen Gesichter geheftet, als wollte ich sie mir merken.

»Schreit Albert wirklich nie?«, fragte eine der Frauen Frida ungläubig.

»Nein«, sagte Frida.

»Albert muss vom Himmel gefallen sein, direkt in unser Loch«, sagte Frida einmal zu ihrer Freundin und Nachbarin Mathilde, die kurz nach ihr einen Sohn geboren hatte, einen kleinen Schreier namens Ferdinand.

Mit dem Einsetzen der Ebbe liefen sie aus.

Albert und die Trimmer öffneten vom Kesselraum aus die Tür zum Bunker. Die ersten Stücke Kohle hatten sich bereits gelöst und rutschten ihnen vor die Füße. Die drei Trimmer halfen Albert, Leitern so aufzustellen, dass sie nicht im Weg waren und er gefahrlos an dem aufgeschütteten Kohleberg hinauf und wieder herunter kam.

Er probierte sie aus, balancierte, eine Hand an der Leiter und in der anderen die Schaufel, bis ganz nach oben. Der Bunker war bis unter die Abdeckung gefüllt. Jetzt, bei geschlossener Tür, drang kaum Licht herein. So nahm er wenigstens die beängstigende Höhe nicht wahr. Später, wenn die Kessel genügend Kohlen gefressen hätten, würde es leerer sein und er müsste nicht mehr ganz so weit nach oben. Wie Gustav ihm geraten hatte, band Albert sich ein Tuch vor den Mund und achtete darauf, ausreichend Wasser in der Kanne zu haben.

Bis er sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, arbeitete Albert sich tastend vor. Er musste auf den Rhythmus der Trimmer achten und durfte nur dann die schwarzen Brocken oben abräumen, wenn die Männer gerade nicht unter ihm waren. Albert legte sich ins Zeug. Vier Stunden Schicht! Innerlich hatte er darüber gelacht; da war er anderes gewohnt, im Hotel waren zwölf Stunden keine Seltenheit gewesen. Am Ende der Wache lachte er nicht mehr. Nach frischer Luft ringend, kletterte er mühsam die Leitern hinab, wusch sich und fiel, ohne gegessen zu haben, in die Koje und schlief sofort ein.

Acht Stunden später wurde er von Gustav zur Freiwache geweckt. Alberts Kehle war trocken, seine Hände brannten. Ihm entfuhr ihm ein Stöhnen.

»Was hast du?«, fragte Gustav.

Stumm streckte Albert ihm die brennenden Hände entgegen.

»Da wird dir eine zweite Haut wachsen, die taugt dann mehr. Du darfst nicht so viel Staub aufwirbeln. Ansonsten warst du für den Anfang ganz gut.«

Der Alte stapfte davon und kehrte mit Verbandszeug zurück.

»So wird's gehen«, murmelte er, während er Alberts Hände sorgfältig umwickelte. Der nahm sich zusammen, um sich den Schmerz nicht anmerken zu lassen.

Seine Handflächen fühlten sich an, als wäre da nur rohes Fleisch. In seinem Schädel pochte es. Er hatte zu wenig getrunken, das rächte sich. Jede Bewegung tat ihm weh.

Die nächsten Wachen ging er ruhiger an und teilte sich seine Kräfte ein.

Der erste Hafen, den die *Itzeboe* anlief, in dem sich ein Landgang gelohnt hätte, war London. Drei Tage sollten sie dort liegen. Jan stellte den Dienst auf Achtstundenwache um. Das bedeute sechzehn Stunden am Stück frei.

Albert war unschlüssig, ob er sie an Land verbringen sollte. Jan deutete auf seine verbundenen Hände und schüttelte den Kopf.

»Heißes Pflaster, London.«

Also nutzte er die Zeit, während die anderen von Bord waren, um sich auszuschlafen. Seit seiner ersten Wache schon hatte Albert nicht mehr geträumt, hatte beim Aufwachen jedes Mal den Eindruck, als wäre er eben erst in die Koje gefallen. Sein Körper schrie nach Erholung.

Nach Stunden schrak er plötzlich von lauten Geräuschen hoch und stieß sich den Kopf an der Koje über ihm. Die Kajüttür wurde aufgerissen und die Männer torkelten herein. Mit ihnen quoll eine Wolke von Fusel und Schweiß in den Raum. Diejenigen, die noch halbwegs zusammenhängende Sätze formulieren konnten, versuchten sich gegenseitig mit abenteuerlichen Schilderungen zu übertrumpfen. Allmählich begriff Albert, wie Jans Bemerkung vom heißen Pflaster zu verstehen war. Zwar klang ein Teil der Frauengeschichten schlicht zu ungeheuerlich, um glaubhaft zu sein, dennoch blieb noch genug übrig, um seine Phantasie zu beflügeln und sich London in den aufregendsten Farben auszumalen.

Später, mahnte er sich, wenn du wieder bei Kräften und die Binden los bist.

Im Moment schmerzten ihn Beine und Rücken schon beim Gang zur Messe, von den Händen ganz zu schweigen. Aber Körper und Verlangen waren nicht eins, und Albert fühlte sich wie in Eisen gelegt, obwohl niemand ihm den Freigang verwehrt hatte.

»Gefangener meiner selbst«, sagte er düster zu Jan, als der ihn auf seine schlechte Laune ansprach. Jan lachte und klopfte ihm auf die Schulter.

»Besser als der von jemand anderem.«

Zwei Wochen später hatte Albert einen Rhythmus gefunden. Er verausgabte sich nur noch so weit, dass er auch die folgenden Wachen durchhielt. Nach der dritten Woche stieg er ohne Verband in den Bunker.

Je näher sie dem Äquator kamen, desto belastender empfand Albert die Hitze dort unten. Die Luft war angefüllt mit Kohlestaub, der sich hartnäckig sogar auf das Weiß seiner Augäpfel legte. Nur gut, dass er sich an den Seegang schnell gewöhnt hatte und die erwartete Übelkeit ausgeblieben war, es war auch so anstrengend genug, sich auf den Beinen zu halten.

Fünf Wochen nachdem die *Itzehoe* London verlassen hatte, liefen sie in Kapstadt ein. Albert hatte an diesem Tag Freiwache, gesellte sich zu Jan an die Reling und sah fasziniert auf den Tafelberg, der in winterlichem Weiß hoch über der Stadt thronte.

»Schneebedeckt sehe ich ihn zum ersten Mal«, sagte Jan.

Sie waren vom Sommer in den Winter gefahren, notierte Albert in seiner Kladde.

Den Hafen und die Stadt fand Albert erstaunlich europäisch. Wären nicht die vielen schwarzen Hafearbeiter gewesen, hätte er kaum bemerkt, dass er sich am anderen Ende der Welt befand. Da Jan ihn angewiesen hatte, sich an Gustav zu halten, bat er den, den Tafelberg besteigen zu dürfen, und Gustav entsann sich desselben Wunsches bei seinem ersten Landgang in Kapstadt vor vielen Jahren. Inzwischen sollte es da oben auch eine Gaststätte geben.

Unter anderem deshalb schlug er Albert vor, ihn zu begleiten. Drei weitere Männer folgten, und so zogen sie am nächsten Tag als muntere Truppe los. Anfangs stieg der Weg nur gemächlich an, doch nach etwa einer Stunde ging er in einen unbefestigten Pfad über, der trotz der Serpentinaen so steil wurde, dass Gustav zu japsen begann.

Albert hingegen beschleunigte das Tempo, um die Mühen des Aufstiegs so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Weit kamen sie nicht. Nach einer weiteren halben Stunde schob sich aus westlicher Richtung eine Wolkenfront heran, die sie innerhalb weniger Minuten in dichten Nebel hüllte. Auf einen Schlag verlor Albert den Sichtkontakt zu Gustav. Rufend verständigten sich die Männer darüber, dass ein Weitergehen unter diesen Bedingungen zu gefährlich sei, und beschlossen schließlich umzukehren.

Gustav schien das vorzeitige Ende ihrer Wanderung nicht zu bedauern.

»Wenn nicht auf dem Berg, dann suchen wir uns eben in der Stadt ein Lokal«, sagte er grinsend, als sie den gepflasterten Weg wieder erreicht hatten, und führte sie zielstrebig in das Hafenviertel.

Am nächsten Morgen konnte sich Albert nur noch daran erinnern, dass zwei Trimmer ihn auf das Schiff zurückgebracht hatten, und stellte ernüchtert fest, dass alles, was sich in der Hafenkneipe ereignet hatte, vom Alkohol aus seinem Gedächtnis gespült worden war. Er trank das Wasser einer ganzen Bunkerwache und erbrach sich anschließend über die Reling. Der erhabene Anblick des Tafelberges erschien ihm wie Hohn. Er fühlte sich kümmerlich und allein.

Nachdem sein Magen sich halbwegs beruhigt hatte, stieg Albert wieder in die Kajüte hinunter, kauerte sich mit angezogenen Beinen in seiner Koje zusammen und döste ein. Er merkte nicht, dass die *Itzehoe* ablegte, schrak erst von Gustavs eisernem Griff auf. Doch statt ihn hochzujagen, hakte der Heizer ihn unter, schleppte ihn in den Bunker und schob ihn in eine trockene Ecke hinter eine Bohle.

»Schlaf weiter«, brummte er.

Gustav übernahm auch das Abräumen. Vielleicht hatte Jan vom unrühmlichen Landgangsende des Bordjüngsten Wind bekommen, jedenfalls ließ er sich erst blicken, als Albert einige Stunden später wieder auf den Beinen war. Nach der Schicht nahm er Gustav und Albert zur Seite. Albert drehte verlegen seine Mütze in den Händen, als prüfe er den Zustand der Nähte.

»Wir sind nicht im Kloster, aber selbst dort wird vor dem Saufen ordentlich gegessen«, sagte Jan ruhig, aber streng und schaute dabei Gustav an. Der nickte. Damit war die Sache für Jan erledigt.

Alberts Reise auf der *Itzehoe* endete knapp vierhundert Seemeilen weiter östlich in Port Elizabeth. Neben ihnen lag das Schwesternschiff *Magdeburg* im Hafen, das sich auf der Rückreise nach Hamburg befand. Da einer seiner Trimmer vom Landgang nicht zurückgekommen war, entschied die Reederei, Albert umzumustern.

Begeistert war Albert nicht darüber. Er hatte sich auf den Landgang gefreut, schon allein um Jan zu beweisen, dass er seine Lektion von Kapstadt gelernt hatte. Aber dazu blieb jetzt keine Zeit mehr. Die *Magdeburg* sollte schon vor Tagesanbruch auslaufen.

Als er sich von der Mannschaft verabschiedete, fühlten sich seine Arme an, als wären sie mit Blei gefüllt. Schwerfällig wuchtete er den Seesack an Deck.

Jan stand am Fallreep, wo er ihn in Hamburg vor über einem Monat begrüßt hatte.

»Pass auf dich auf«, sagte er, nachdem er ihm seine Papiere ausgehändigt hatte, und zog väterlich den Seesack auf Alberts Schulter zurecht. Abschiede ... Widerwillen erfasste Albert, und er fragte sich, ob es gute Trennungen überhaupt geben könne. Vermutlich nicht.

Die *Magdeburg* hatte hauptsächlich Kohle und Wolle, dazu etwas Silber geladen. Je weiter sie sich Europa näherten, umso länger wurde für Albert und die anderen Trimmer der Weg zwischen Heizkessel und den abnehmenden Kohlevorräten im Bunker. Die Hitze der neuerlichen Äquatorquerung tat ein Übriges. Anders als Jan brüllte Boomgart, der Oberheizer der *Magdeburg*, bei jeder Wache. Nicht grundlos, wie Albert bald auffiel. Fraglos boten die Heizer und Trimmer genügend Anlass: Die Zeiten der Wachwechsel wurden nicht genau genommen, die Kohlen nur ungenügend gegen Abrutschen gesichert, und Druck und Temperatur im Kessel sanken immer wieder unter die Norm – Dinge, die auf der *Itzehoe* undenkbar gewesen waren. Anfangs glaubte er, dass es Anzeichen der Erschöpfung der Mannschaft nach einer fast sechsmonatigen Reise wären, die die *Magdeburg* nach Australien und zurück unterwegs gewesen war, und wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Disziplinlosigkeit lag ihm nicht, andererseits wollte er von den anderen Heizern und Trimmern nicht schief angesehen werden, wenn er sich an die Vorschriften hielt. Er spürte, dass die Männer eine verschworene Gemeinschaft waren und ihn misstrauisch beäugten. Albert erklärte es sich damit, dass er neu war. Nachdem er mehrere Tage unfreiwillig in den Bummelstreik hineingezogen worden war, fasste er sich ein Herz und sprach den zweiten Trimmer seiner Wache, einen drahtigen Rotschopf namens Kai, der nur unwesentlich älter war als er selbst, darauf an.

»Weiß nicht, was du meinst«, war die ausweichende Antwort.

Nachfragen zwecklos, verstand Albert und fühlte sich zunehmend unwohl.

Als er während der Freiwache am Abend an Deck stand, um bei frischer Luft zu rauchen, räusperte sich neben ihm einer der Heizer, der ihn in seiner ruhigen Art an Gustav erinnerte. Albert bot ihm eine Zigarette an und beantwortete ruhig alle Fragen, darunter die, was es mit der Kladde auf sich hätte, in die er gelegentlich schrieb. Schließlich fasste der Ältere Vertrauen und berichtete, dass die Mannschaft in ihm einen Spitzel der Reederei vermutete. Anders als es ihm gesagt worden war, hatte der Trimmer, den er ersetzte, nicht

den Landgang ausgedehnt, sondern lag mit schweren Verbrennungen im Spital. Der Unfall hatte sich zwei Tage vor dem Einlaufen in Port Elizabeth zugetragen. Entgegen der Forderung der Heizer war eine leckgeschlagene Druckleitung aus Zeit- und Kostengründen nicht im letzten Hafen repariert, sondern nur provisorisch geflickt worden. Auf See war das Rohr geborsten und hatte den Trimmer lebensgefährlich verletzt. Der Mann war sehr beliebt und Albert empfand ein Gefühl der Erleichterung, sich intuitiv auf die Seite der Männer gestellt zu haben. Jetzt wo er die Geschichte kannte, imponierte ihm ihr Zusammenhalt. Umgekehrt spürte er, dass das Misstrauen ihm gegenüber schwand.

Das gab ihm die Möglichkeit, sich von Zeit zu Zeit zurückzuziehen und weiter zu schreiben.

Marie

Ich ging gern zur Schule, und die Zensuren konnten sich sehen lassen. Ohne es als allzu selbstgerecht zu empfinden, meinte ich, mir die Ferien redlich verdient zu haben. Wie an jedem freien Sommertag bei gutem Wetter lief ich mit der Angel an die Spree und ließ meine Holzpantinen auf dem Weg dorthin absichtlich laut über das Pflaster klappern. Nicht dass ich damit gegen das Knattern der Automobile oder den Hufschlag der Kutschpferde angekommen wäre, aber ich verschaffte mir mein eigenes Umgebungsgeräusch, bei dem die Füße den Takt angaben, der bis in die wippende Spitze der Angelrute lief und mich fröhlich stimmte. Als das Quartier um den Schlesischen Bahnhof in meinem Rücken lag, atmete ich auf. Nach drei Wochen Sommerglut schien das Viertel den Sud eines ganzen Jahres auszu-dünsten. Jedes Rinnsal und der Inhalt der blechernen Abfalltonnen entfalteten ihre Schwaden, die sich durch die Nasenwände fraßen, den Geruchssinn lahmlegten und ein dumpfes Pochen hinter der Stirn verursachten. Behelfen konnte ich mir nur, indem ich die Lippen ein wenig öffnete und durch den Mund atmete. Je näher ich dem Fluss kam, desto leichter ging die Luft, und bald würde das vertrocknete Ufergras das Klappern meiner Pantinen schlucken.

An meinem angestammten Angelplatz angelangt, schleuderte ich sie von den Füßen und ließ mich in den Schneidersitz fallen. Mein Freund, Langschläfer Ferdinand, würde bald neben mir Platz neh-

men, um mit mir um den größten Fang zu wetteifern. Über das Wasser wehte eine beständige Brise, die den Dunst der Bahnhofsumgebung mit der brackigen Note der Spree mischte und davontrug. Seit dem Bau der Mühlendammschleuse drei Kilometer flussabwärts plätscherte der Fluss nur noch träge vor sich hin. Zu meinem Verdruss war nicht nur die Fließgeschwindigkeit, sondern mit ihr auch der Fischbesatz gesunken. Es gab immer weniger Fische, und die verbliebenen waren, wie mir schien, raffinierter als ihre Artgenossen. Ich nannte sie Silber Rücken.

Dennoch schätzte ich diese Stelle des Spreeuferers. Er war der einzige unverbaute Ort in der näheren Umgebung, an dem mein Blick sich nicht nach einigen Metern an einer Hauswand oder einer Mauer brach. Hier konnte ich ihn schweifen lassen, und fasziniert entzifferte ich an den glänzenden Hecks vorbeifahrender Lastkähne die Namen ferner Heimathäfen wie Hamburg, Köln oder Stettin. Ich winkte den Passagieren der Ausflugsdampfer und freute mich, wenn sie zurückgrüßten.

Nicht dass ich mit meinem Leben in der Fruchtstraße unzufrieden war, aber hier am Wasser fühlte es sich anders an. Aufregender, lockender. Und gleichzeitig auf eine merkwürdige Art vertraut. Manchmal schien es, als bestünde das ganze Geheimnis des Glücks nur darin, aufmerksam Ausschau zu halten und im richtigen Moment auf das richtige Schiff zu springen.

Die Fruchtstraße lag quer zu den an wuchtigen Prellböcken endenden Gleisen des Wriezener Güterbahnhofs und riegelte mein Viertel auf diese Weise von dem Umschlagplatz ab. Ihren Beginn, hatte ich in der Schule gelernt, nahmen die Schienen im Oderbruch, das schon zu Friedrichs Zeiten urbar gemacht worden war. Lastwagen für Lastwagen quälte sich durch die kleine Zufahrtsstraße und durch das Tor des Verladebahnhofs, wo die Ernte von den Waggons auf die Fahrzeuge verfrachtet wurde. Für die normale Bevölkerung war das Bahngelände tabu. »Zutritt streng verboten!« stand alle nasselang an der Mauer, die zu beiden Seiten des Tores verlief. Ich hatte die Schilder gezählt und war auf einhundertvierzehn gekommen. Wegen der Enge und des dichten Verkehrs in der kleinen Zufahrt mussten die Laster ständig anfahren und bremsen. Dabei fiel oft die eine oder andere lose liegende Frucht, manchmal mehrere, seltener auch eine ganze Kiste von den überladenen Fahrzeugen: das Kapital der Fruchtbande.

Wie die Wiesel huschten wir Kinder von der Bande, nach einem Wochenplan eingeteilt, über die Straße und sammelten die verlorenen Kartoffeln, Rüben, Äpfel, Gurken oder Kohlköpfe auf. Dass wir die Beute in unser Versteck in Hof 1 der Fruchtstraße 20 brachten, wo wir mittags gemeinsam entschieden, was damit geschehen sollte, war meine Idee gewesen. Das Versteck war unser Geheimnis, unsere Loge und unser Schatzhort. Niemand außer denen, die zur Bande gehörten und die feierlich bei ihrem Leben Stillschweigen geschworen hatten, wusste davon.

Schweißsnass kam ich mit dem morgendlichen Fang im Eimer zu Mutter zurück, die mich sogleich um das Austragen der fertigen Wäsche bat.

»Kann das nicht Marie machen?«, fragte ich, während ich das Hemd auszog und mich über der Waschschüssel mit kaltem Wasser abkladderte.

»Marie ist im Anker, ich weiß nicht, wann sie heimkommt. Die neue Wirtin hat sie eingeladen. Ihre Tochter ist in Marias Alter und kommt wohl nach den Ferien in ihre Klasse.«

Der Anker; einst Stammkneipe und Treff des Kiezes in der Fruchtstraße, hatte fast ein Jahr leer gestanden, bis sich ein Pächter gefunden hatte. Genauer gesagt eine Pächterin. Vielleicht war deshalb die ganze Nachbarschaft besonders auf die Wiedereröffnung gespannt. Ich trocknete mich ab.

»Hab noch was mit Ferdinand zu besprechen. Ich versuche zum Mittag wieder da zu sein«, antwortete ich und griff nach meinem Hemd.

»Du wirst zum Mittag wieder da sein«, sagte meine Mutter und zwackte mir ins Ohr.

Mit einer geschickten Drehung entwischte ich ihr in den Flur, wo ich in die Pantinen schlüpfte, und, zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinunterhastete.

Als ich aus der Hofeinfahrt trat, entdeckte ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite Marie vor dem Anker, wo sie lachend und schwatzend mit einem rothaarigen Mädchen in Latzhosen das große Fenster putzte. Noch nie zuvor hatte ich ein Mädchen gesehen, das Latzhosen trug, blaue.

Ich ging hinüber, stellte mich dicht neben Marie und raunte: »Spartakus«.

Marie tat, als höre sie nicht. Stirnrunzelnd wedelte sie mit ihrem Lappen, wie um mich zu verscheuchen.

Das fremde Mädchen unterbrach ihre Arbeit, trocknete sich die Hände am Hosenboden und gesellte sich zu uns. Fasziniert betrachtete ich ihre kupferglänzenden Zöpfe und die Millionen von Sommersprossen, die ihr helles Gesicht sprenkelten. Ich fand die neue Freundin meiner Schwester beinahe genauso exotisch wie die Namen der Häfen auf den Spreeschleppern.

»Mein kleiner Bruder«, stellte Marie mich gelangweilt vor.

Ich stieß sie in die Seite. »Spartakus«, wiederholte ich, inzwischen ernsthaft gereizt.

»Was hat er denn mit diesem Spartakus?«, fragte das rothaarige Mädchen amüsiert.

Marie winkte ab. »Das ist das Versammlungssignal für unsere Bande.«

Ich war schockiert. Ohne jede Hemmung plauderte meine Schwester das Geheimwort aus! Noch dazu an eine Fremde!

Die Rothaarige klatschte in die Hände. »Du bist in einer Bande!? Darf ich mitmachen?«

Mir riss die Geduld.

»Überleg es dir«, sagte ich knapp zu Marie und wandte mich zum Gehen.

»Ich komm ja schon.«

Meine Schwester wrang ihren Lappen aus, hängte ihn über den Eimerrand, verabschiedete sich von dem Mädchen mit dem verlegenen Versprechen, wegen ihrer Aufnahme in die Fruchtbande einmal nachzufragen. Dann folgte sie mir zum Hauseingang neben der Nummer 20, aus der der Lärm einer Schlosserei drang. Ferdinand wartete bereits dort auf uns.

»Wie heißt deine Freundin eigentlich?«, fragte ich Marie, bevor wir in unser Versteck stiegen.

»Sonja.«

Wie ungewöhnlich, dachte ich.

Trotz der widrigen Umstände und Strapazen fühlte sich Albert bei seiner Ankunft in Hamburg gesund wie nie. Seine Haut war tief gebräunt und die Landkleidung spannte über den Muskeln. Dazu trug er, nach Abzug dessen, was er seinen Eltern angewiesen hatte, eine erkleckliche Heuer in der Tasche. Und war frei.

Bis zum Wiederauslaufen der *Magdeburg* blieb ihm eine volle Woche.

Albert überlegte, was er mit dieser kostbaren Zeit anfangen sollte. Für eine Fahrt nach Berlin, sagte er sich, war sie zu knapp. Was hatten die Eltern davon, wenn er drei oder vier Tage zwischen ihnen hockte und ihnen das Essen wegfutterte? Und würde ein Abschied nach so kurzer Zeit seine Schwester und seine Mutter nicht stärker betrüben, als wenn er es bei seiner Abwesenheit beließ, an die sie sich gewöhnt hatten? Dass er von seiner ersten Reise keine Karten nach Hause geschickt hatte, plagte zwar sein Gewissen, aber in Kapstadt war er zu betrunken gewesen, und der Wechsel des Schiffes in Port Elizabeth war zu überraschend gekommen. Ein Gruß aus Hamburg musste genügen.

Nachdem er seine Barschaft durchgerechnet hatte, entschied er, das verbliebene Geld auf den Kopf zu hauen. Das kleine Pensionszimmer, das er in einer Seitenstraße des Vergnügungsviertels St. Pauli nahm, schien ihm dafür genau richtig.

An den nächsten Abenden war Albert unterwegs.

Ging ein Mädchen nach dem Tanz mit ihm auf das Zimmer, schickte er es am Morgen vor dem Frühstück wieder weg. Hatte er kein Glück und es drohte eine einsame Nacht, ging er zu den Huren. Die Tage verschlief er meist. Das Gefühl, sich das alles leisten zu können, verschaffte ihm eine Genugtuung, die er noch mehr genoss als die flüchtigen Freuden. Und er konnte nicht verhindern, dass er immer wieder an Sonja dachte, Sonja in Berlin, die ihn so kühl abgewiesen hatte.

Pünktlich beim Auslaufen war sein Geldbeutel leer, und er tauchte erneut in den Kohlebunker ein.

In unbeobachteten Momenten maß Albert zuweilen seinen Bizeps. Das Ergebnis stellte ihn zufrieden. Außerdem ließ er sich einen Oberlippenbart stehen. Bemerkungen über seine Statur bekam er schon bald nicht mehr zu hören.

In einem unterschied sich Albert von seinen Kameraden: Er vermied es, über seine Abenteuer mit Frauen zu reden. Auch in den Geschichten, die er in seiner Kladde notierte, war das Thema tabu. Mehr und mehr spürte er eine Sehnsucht nach Beständigkeit. Möglicherweise hing seine Ernüchterung mit einem Erlebnis zusammen, das er auf einer Fahrt seines zweiten Seemannsjahres hatte. Dort war Jan zu seiner Freude wieder einmal Oberheizer, und auch sonst

kannte Albert die meisten Männer von vergangenen Törns. Unter ihnen ein gewisser Lütt, der seiner Wache zugeteilt war und zum Abräumen geradezu geboren schien. Flink wie ein Wiesel und mit einer schier unerschöpflichen Energie kroch er in die hintersten Winkel des Bunkers, um die Kohlen nach vorn zu schieben. Obschon Lütt mit einer lebenslustigen Hamburgerin liiert war und eine zweijährige Tochter mit ihr hatte – beide hatten ihn sowohl zum Schiff begleitet als auch nach der Fahrt wieder abgeholt –, ließ er in den Häfen keine Hure aus. Und klangen die Hafengeschichten der anderen Männer schon abenteuerlich, Lütt setzte regelmäßig noch einen drauf. Eine seiner Geschichten blieb Albert besonders in Erinnerung, weil darin gleich drei Damen vorkamen. Noch lange nach ihrer gemeinsamen Fahrt hatte er sich gefragt, wie Lütt es fertiggebracht hatte, sich mit drei Frauen auf einmal zu vergnügen.

Auf der besagten Fahrt am Ende seines zweiten Jahres auf See war derselbe Lütt drauf und dran gewesen, über Bord zu gehen, nachdem man ihm in London einen Brief seiner Verlobten zugestellt hatte, in dem sie ihm mitteilte, sie hätte einen Handelsreisenden kennengelernt und einen Antrag von ihm erhalten, den sie anzunehmen gedächte. Sie hatten Lütt gerade noch von der Reling holen können. Genützt hatte es nichts. Laut Jan war er zwei Tage nach der Heimkehr auf den Dachboden seines Elternhauses gestiegen, wo ihn seine Mutter später an einem Sparren gefunden hatte.

Albert machte sein Tod besonders deshalb zu schaffen, weil er auf der Heimfahrt noch ein Gespräch mit ihm geführt hatte.

Auf einer nächtlichen Freiwache hatten sie rauchend an Deck gestanden, die Blicke auf das schwarze Meer geheftet, bis Lütt leise zu reden begann. Albert hörte ihm zu und antwortete schließlich ebenso leise.

»Wir belügen uns, wenn wir glauben, dass die Hafennutten Vergnügen daran finden, mit uns zu schlafen. Sie flirten und befriedigen uns für ihr Auskommen. In Wirklichkeit glaube ich, dass sie uns verachten.«

Lütt hatte ausgespuckt. Eine Moralpredigt war nicht nach seinem Geschmack.

»Wir verkaufen uns an die Reederei, die Nutten verkaufen sich an uns. Wo ist der Unterschied? Ich verachte die Reeder jedenfalls nicht, die mir dafür die Heuer zahlen.«

»Egal, wie heiß und schmutzig eine Passage im Bunker ist und wie viele Flüche ich unterwegs ausstoße, am Ziel bin ich stolz, es geschafft zu haben und Matrose zu sein. Ich werde meinen Kindern später sagen können: ›Da, schaut, mit diesem Schiff ist euer Vater zur See gefahren. Es war eine schwere Arbeit, aber ich bin zurückgekommen.« Kannst du dir das bei einer Hure vorstellen?»

Lütt hatte geschwiegen.

»Sobald sie das Geld eingesteckt hat und sich vor dir auszieht, hasst sie dich. Wenn du dich über sie beugst, empfindet sie entweder gar nichts, weil sie es sich abgewöhnt hat, oder Ekel vor dir und sich selbst. Die Ausgebufften stöhnen dir was vor, damit es schneller geht. Die anderen wenden ihr Gesicht zur Seite, bis du fertig bist. Hast du nie bemerkt, wie eilig sie sich hinterher anziehen? Hat dich danach je eine angelächelt oder gar geküsst?«

Darauf hatte Lütt die Kippe ins Meer geworfen und war gegangen.

Mit der Zeit verstand Albert den Altersabstand zwischen Trimmern und Heizern an Bord. Die Arbeit als Trimmer zehrte so an der Gesundheit, dass man sich entweder zum Heizer oder Maschinisten hocharbeitete oder, wenn das nicht gelang, eine Anstellung an Land suchte. Während all seiner Fahrten hatte er noch keinen Trimmer über dreißig getroffen. Bis er während eines der ihm nun schon geläufigen Törns nach Kapstadt auf Afrikaner an Bord traf. Es war ihm bereits zu Ohren gekommen, dass es neuerdings modern war, Männer vom schwarzen Kontinent als Trimmer einzustellen. Sie waren billiger und gefügiger als Deutsche.

»Macht Dampf! Dann fühlt ihr euch gleich wie zu Hause!«, brüllte Boomgart, der Oberheizer, sie an.

Gegenüber Albert und den anderen Deutschen erlaubte er sich diesen Ton nicht. Umso heftiger drangsalierte er die Afrikaner, die nur wenige Brocken Deutsch verstanden. Einige sprachen Englisch, vor allem die, die in Bristol oder in London an Bord gekommen waren. Die übrigen stammten aus Deutsch-Südwest und blieben mit ihren Brocken Afrikaans unter sich.

Die *Tübingen*, ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, war auf der Rückreise nach Hamburg und lag, was selten vorkam, seit sieben Ta-